Sonntags-Blatt

Beilage des „Nebraska Staats-Anzeiger und Herold".

J. P. Windolph, Herausgeber. | Grand Island, Nebr., den 20. Juni 1902. | Jahrgang 22. No. 42

Hund, Pferd und Weib.

Eine spanische Geschichte von W. Laufer.

1.

Andres war eine jener Menschen, in deren Seele das Gefühl und die Liebe überquillt.

Noch jung, stürzte er sich in die Welt und es ist wahr, daß die Welt für die Armen weder ein Paradies noch etwas dem entfernt Aehnliches ist. Man kann sich also den Zustand seiner Seele vorstellen, welche, ganz Idealismus, ganz Liebe, mit der schwierigen und prosaischen Aufgabe beschäftigt ist, das tägliche Brod zu suchen.

Trotzdem rief er manchmal aus: „Wenn ich nur Jemand hätte, den ich mit ganzer Seele lieben könnte, ein Weib, ein Pferd, oder auch nur einen Hund!" Da er keinen Pfennig besaß, so konnte er keinen Gegenstand für seinen Durst nach Liebe erwerben. Eines Tages jedoch gewann er ein paar Geldstücke. Als er damit Abends heimwärts kehrte, hörte er in einer engen Gasse Klagelaute, wie das Weinen eines neugeborenen Kindes.

Und er stieß mit der Fußspitze an ein weiches Ding, das sich bewegte und wiederum zu klagen und zu wimmern anfing. Es war ein Hündchen, welches man, wie so manche seinesgleichen, auf den Kehrichthaufen geworfen hatte.

„Die Vorsehung hat Dich auf meinen Weg gelegt," sagte Andres, nahm den Hund auf und trug ihn in sein Stübchen.

„Was soll das sein?" zankte die Hausfrau, als sie ihn mit dem Hündchen eintreten sah; „augenblicklich lassen Sie ihn da, wo Sie ihn gefunden, oder Sie ziehen morgen mit ihm aus." Andern Tags verließ Andres das Haus und im Laufe von zwei oder drei Monaten mehrere Dutzend andere aus dem nämlichen Grunde.

Aber für alle diese und tausend andere Widerwärtigkeiten entschädigte ihn reichlich der Verstand und die Anhänglichkeit des Hundes, mit welchem er sich wie mit einem menschlichen Wesen in seinen unendlich langen, einsamen Stunden unterhielt.

2.

Es würde zu weit führen, zu erklären, wie es kam, daß es Andres allmälig besser ging und daß er sagte: „Wenn ich ein Weib hätte! Aber um ein Weib zu haben, bedarf man vieler Dinge. Das kostet Einem die Augen aus dem Kopfe. Wenn ich nur wenigstens ein Pferd kaufen könnte! Ein Pferd! Es gibt kein edleres und schöneres Thier."

Eines Abends kam er zum Stierplatz und wandte sich, bevor das Gefecht anging, zu dem Stall, wo die Pferde gesattelt warteten. Andres konnte ein peinliches Gefühl nicht unterdrücken. Die Einen warteten unbeweglich, bis die Reihe an sie kam, wie wenn sie den entsetzlichen Tod ahnten, der in wenigen Stunden ihrem elenden Leben ein Ende machen sollte, während die Anderen halb blind, die Krippe durchschnobernd fraßen oder wiehernd sich losreißen und der Gefahr entfliehen wollten, die sie angstvoll witterten. Und all' diese Thiere waren jung und schön gewesen. Wie viele vornehme Hände hatten ihren Hals gestreichelt! Wie viel liebevolle Stimmen mochten ihnen auf ihrer Laufbahn geschmeichelt haben; und jetzt nur noch Flüche hier, Schläge dort und zuletzt der Tod, der Tod mit einer furchtbaren Agonie unter dem Hohngelächter und Pfeifen der Menge.

Aus diesen Betrachtungen riß Andres die von Branntwein heisere Stimme eines Picador, der Flüche und Verwünschungen ausstieß, während er probirte, ob eines der Pferde noch fest auf den Beinen sei. Das Pferd schien durchaus nicht so schlecht zu sein. Andres dachte daran, es zu kaufen. Kosten konnte es nicht viel; aber der Unterhalt? Der Picador setzte dem Pferde die Sporen in die Seiten und schickte sich an, hinaus zu reiten. Andres zögerte noch einen Augenblick und hielt ihn dann zurück. Wie er es zu Stande brachte, weiß ich nicht; aber in weniger als einer Viertelstunde überließ ihm der Reiter das Pferd, Andres zahlte und ging fort, ohne dem Stiergefecht anzuwohnen. Er hatte nun das Pferd. Freilich hatte es seine Launen und Niemand konnte es besteigen als Andres.

Vom Hunde braucht nichts gesagt zu werden; er wurde so vertraut mit seinem neuen Kameraden, daß nicht einmal zum Trinken eines ohne den andern ging. Von da an hielt sich Andres für den glücklichsten der Menschen, wenn er in einer Staubwolke über das Feld dahin flog und sein Hund nebenher sprang.

3.

Es verging einige Zeit; Andres war reich geworden. Eines Tages, nachdem er einen langen Ritt gemacht, hielt er müde bei einem Baume an und legte sich in den Schatten desselben nieder. Es war ein Frühlingstag, der Himmel klar und blau.

„Ich liebe sehr die beiden Wesen," rief Andres aus, indem er mit einer Hand seinen Hund liebkoste, mit der andern seinem Pferde Gras zum Fressen reichte; „aber es ist doch eine Leere in meinem Herzen, die doch nicht ausgefüllt ist; noch bin ich einer größeren, heiligeren, reinigeren Liebe fähig. Gewiß ist es ein Weib, das mir fehlt."

In diesem Augenblicke kam ein Mädchen des Weges, einen Krug auf dem Kopfe. Andres dürstete zwar nicht, aber er bat doch um Wasser. Das Mädchen stand still, um es ihm zu reichen.

„Wie nennst Du Dich?" fragte er, nachdem er getrunken.

„Placida. Ich bin die Tochter eines Kaufmannes, der gestorben ist, nachdem er sein Vermögen verloren. Seit seinem Tode haben meine Mutter und ich uns auf ein Dorf zurückgezogen, wo es uns sehr schlecht ergeht. Meine Mutter ist krank und so muß ich Alles allein thun."

„Und warum hast Du Dich nicht verheirathet?"

„Ich weiß nicht; im Dorf sagen sie, ich sei nicht zur Arbeit tüchtig, ich sei zu zart, zu städtisch."

Damit verabschiedete sich das Mädchen und ging weiter. Andres blieb schweigend zurück und blickte ihr nach. Als er sie aus dem Gesichte verloren, sagte er mit der Befriedigung eines, der ein Problem gelöst: „Diese ist das Weib, das für mich paßt."

Er bestieg sein Pferd und begab sich, von seinem Hunde gefolgt, nach dem Dorfe. Rasch hatte er Bekanntschaft mit der Mutter gemacht, rasch sich vollständig in die Tochter verliebt. Als diese nach Verfluß einiger Monate Waise geworden, verheirathete er sich mit dem Weibe, das er liebte, was ja das höchste Glück auf dieser Welt ist.

Heirathen und sich in einem Landhause in einer der schönsten Gegenden einrichten, war das Werk weniger Tage. Als er sich hier sah, reich, mit seinem Weibe, seinem Hunde und seinem Pferde, mußte er sich die Augen reiben: er glaubte zu träumen. So glücklich, so vollständig glücklich war der arme Andres.

4.

So lebte er einige Jahre dahin, als er einmal bei Nacht wahrzunehmen glaubte, daß Jemand um sein Haus schleiche; später überraschte er einen Menschen, der einen Abdruck vom Schloß einer Gartenthüre nahm. „Das müssen Räuber sein," sagte er und eilte, im benachbarten Dorfe dem Landjäger Meldung zu machen.

„Wohin gehst Du?" fragte ihn sein Weib.

„In's Dorf."

„Wozu?"

„Die Wache zu benachrichtigen, denn es scheint mir, daß man unser Haus umschleiche."

Als das Weib dies hörte, erbleichte sie leicht. Er küßte sie und fuhr fort: „Ich gehe zu Fuß; der Weg ist ja kurz. Lebe wohl, bis heut' Abend!"

Den Hof durchscheitend, trat er einen Augenblick in den Stall, sah nach seinem Pferde und sagte ihm schmeichelnd: „Leb' wohl, mein Freund, heute darfst Du ausruhen von Deiner gestrigen Anstrengung." Das Pferd wieherte traurig, als es sah, daß er wegging.

Als Andres zum Thor hinaus wollte, kam sein Hund und sprang freudig an ihm hinauf. „Nein, Du darfst nicht mit," sagte er zu ihm, wie wenn derselbe Verstand hätte. „Wenn Du in's Dorf kommst, so bellst Du alle Jungen an, jagst den Hühnern nach, und so werden sie Dich eines schönen Tages so prügeln, daß Du nicht mehr heimlaufen kannst. Mache die Thüre nicht wieder auf, bis ich fort bin," wandte er sich zu einem Diener und verschloß dieselbe, damit der Hund nicht hinaus konnte. Er war bereits weit entfernt, und immer hörte er noch das laute Geheul des Hundes.

Im Dorf erledigte er sein Geschäft, plauderte noch ein wenig mit dem Schulzen von allem Möglichen und kehrte dann nach seinem Landsitze zurück. Als er in die Nähe kam, wunderte er sich sehr, daß der Hund, der sonst, wie wenn er sein Kommen geahnt, ihm die Hälfte Weges entgegenlief, nicht heraus kam, ihn zu begrüßen. Er tritt ein: kein Diener zu sehen. „Zum Kukuk, was ist das?" ruft er unruhig aus. Es kommt zum Hause, in den Hof: Das Erste, was sich seinem Blicke bietet, ist der Hund, ausgestreckt in einer Lache Bluts, bei der Thüre des Stalles. Andres ruft ihn bei seinem Namen, der sterbende Hund öffnet noch die Augen etwas, macht einen vergeblichen Versuch, sich zu erheben, wedelt schwach mit dem Schweife, leckt die Hand seines Herrn und verendet.

„Mein Pferd, wo ist mein Pferd?" ruft er jetzt mit dumpfer und von der Aufregung erstickter Stimme, als er den Stall leer und den Strick des Pferdes abgerissen sah. Er stürzt hinaus wie wahnsinnig, enr ruft nach seinem Weib, keine Antwort, nach seinem Diener, keine Antwort. Er rennt außer sich durch die ganze Wohnung; sie ist einsam, verlassen. Er geht wieder auf die Straße hinaus und erkennt die Spuren vom Hufe seines Pferdes.

„Alles ist mir klar," sagte er, „die Räuber führen mein Weib fort, um von mir ein großes Lösegeld zu verlangen. Geld, mein Blut, meine Seligkeit gäbe ich um sie! — Dann eilt er fort und rennt wie ein Verzweifelter in der Richtung der Hufspuren.

So rannte er eine, zwei, drei Stunden. „Habt Ihr," fragte er Jedermann, „einen Mann mit einer Frau auf einem Pferde gesehen?" — „Ja!" antwortete man ihm. — „Wohin gehen sie?" — „Dorthin." — Und Andres lief weiter.

Es begann Nacht zu werden. Und er lief und lief, bis er endlich ein Dorf sah und beim Eingang desselben am Kreuzweg eine Gruppe Menschen, Bauern, Alte und Junge, die neugierig etwas betrachteten. Er langt an, fragt wieder das Nämliche, und Einer von der Gruppe sagt ihm: „Ja, wir haben so etwas gesehen; zum Beweise seht hier das Pferd, das sie trug und das hier der Anstrengung erlegen ist."

Andres schaut in der bezeichneten Richtung und sieht wirklich sein Pferd, sein liebes Pferd. Kaum konnte er seine Rührung bemeistern. Aber er sammelte sich wieder und gedachte wieder seiner Frau. „Und sagt mir," rief er hastig aus, „warum seid Ihr dem unglücklichen Weibe nicht beigestanden?" — „Ob wir ihr beigestanden sind?" antwortete wieder Einer aus der Gruppe. „Habe ich ihnen doch ein anderes Pferd verkauft, damit sie so schnell, als sie wünschten, fortkommen konnten." — „Aber," fiel Andres ein, „das Weib ist ja mit Gewalt entführt; jener Mann ist ein Räuber, der, ohne auf ihre Thränen und Klagen zu achten, sie wer weiß wohin schleppt."

Die schlauen Bauern wechselten einen Blick unter einander und lächelten mitleidig. „Oho, liebes Herrchen? Was wollen Sie uns aufbinden?" sagte Einer ruhig. „Mit Gewalt entführt! War es doch sie, die am ungeduldigsten rief: rasch, rasch fliehen wir aus der Gegend; ich bin nicht ruhig, bis ich sie für immer aus dem Gesichte verloren!"

Andres begriff jetzt Alles; eine blutige Wolke stieg vor seinen Augen auf, denen eine Thräne entquoll. Er stürzte zu Boden wie leblos. Er hatte den Verstand verloren.

Das große Loos.

Erzählung von Heinz Tovote.

Sein Vertheidiger wollte ihn veranlassen, gegen das Urtheil Revision einzulegen, aber er hatte verneinend den Kopf geschüttelt.

Es hatte keinen Zweck; er spürte nicht die geringste Lust, seine fünfzehn Jahre im Zuchthause zuzubringen.

Dann lieber gleich todt.

Kaltlächelnd hatte er alles eingestanden. Wie er die Frau seines Freundes in geradezu bestialischer Weise erschlagen hatte, mit allem was ihm zufällig in die Hände gekommen war.

Dann hatte er die ganze Wohnung durchwühlt, aber statt der fünf bis sechshundert Mark, mit denen er in's Ausland hatte fliehen wollen, am liebsten nach Afrika zu den Buren, waren ihm nur achtzig Mark in die Hände gefallen.

Mit seinem Freunde, der mit ihm auf der Anklagebank saß, hatte er das Geld in wenigen Stunden verjubelt, und am anderen Abend schon war er in einem Tanzlokale, wo er halbbetrunken sich herumtrieb, festgenommen.

Er leugnete nichts, suchet nicht im geringsten seine That zu beschönigen. In aller Ruhe erzählte er vor Gericht den Hergang, mit einem Cynismus, der die Zuhörer schaudernd empörte.

Die Sache lag ganz klar; aber es wäre dem Vertheidiger trotzdem nicht schwer gewesen, die That als Todschlag zu charakterisiren, hätte der Angeklagte sich mit seiner brutalen Offenherzigkeit nicht jede Möglichkeit auf mildernde Umstände bewußt verscherzt.

Und so wurde er denn zum Tode verurtheilt. —

Er hatte den Spruch entgegengenommen ohne mit der Wimper zu zucken.

Es stand nur noch die Entscheidung des Königs aus, ob dem Recht sein Lauf gelassen werden sollte, — dann war sein Kopf verfallen.

Ruhig brachte er die Tage hin, die ihm noch blieben.

Von Begnadigung wollte er nichts wissen.

Wozu auch?.... Er war sechsundzwanzig Jahre alt — und zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt zu werden, dafür dankte er. Damit er womöglich seine dreißig Jahre und mehr hinter Mauern saß.

Dazu hatte er mit seiner Mordthat nicht so geprahlt, um das zu erreichen.

Nein, nur bald den Kopf ab.

Er würde schon zu sterben wissen.

Wenn es nur nicht so lange dauerte. Bis jetzt hatte er die Nächte gut geschlafen; nur einmal war er aufgewacht, und in der dunklen Zelle war es ihm doch gruselig geworden.

Da hatte alles solch etliges Aussehen gekriegt, nein, das wollte er nicht öfters durchmachen. —

Er saß, die Hände zwischen den Knieen, und starrte zu Boden. Das gefiel ihm, wie er nichts zu arbeiten brauchte, während im Zuchthaus, — na, davon hatte er einen einmal erzählen hören.

Er dachte an seinen letzten Tag, wo er sich nach Herzenslust gütlich thun könnte. Ein paar gute Cigarren, ein Fläschchen Wein — nur war er noch im unklaren, ob er sich lieber ein Gullasch oder ein Beefsteak mit Ei und recht viel Bratkartoffeln bestellen sollte. —

An der Thür ein Geräusch!....

Er hob den Kopf und sah den Staatsanwalt vor sich.

Na endlich!... nun war es zu Ende.

Morgen konnte es los gehen.

Aber er hatte sich geirrt.

— Erschrecken Sie nicht, fing der Staatsanwalt an, ich komme wegen einer ganz harmlosen Sache.

— Nur los!

— Unter Ihren Sachen hat sich ein Loos der Meißener Dombaulotterie gefunden, Nummer 173211.

— Stimmt!

— Woher haben Sie das Loos? — Ich habe Sie schon einmal gefragt, aber die Sache war damals ziemlich gleichgiltig und ich habe es fallen lassen.

— Das Loos habe ich mir gekauft.

— Es ist nicht irgendwo gestohlen? —

— Aber das würde ich doch sagen.

— Gut. Wo haben Sie es gekauft?

— Gekauft eigentlich nicht, sondern gewonnen.

— Wieso gewonnen?

— Eines Abends haben wir bei Tübbeke gesessen; damals hatte ich noch Arbeit und es war Sonnabend, und da kam ein Händler in die Kneipe, und da haben wir jeder ein Fünfschgroschenstück geopfert und nachher das Loos ausgeknobelt.

— Ist das wahr?

— Ja doch, wenn ich Ihnen doch sage. Ich hab's gewonnen mit zwei Kirchen- und einem Bauernfenster, ach so: also mit zwei sechsen und einer vier.

— Und es ist dieses 173211 der Meißener Lotterie? Das wissen Sie ganz bestimmt.

— Ganz bestimmt. Mein Freund Schütze hat die Nummer sich auch aufgeschrieben; denn wir haben abgemacht, wer das Loos gewinnt, soll die anderen frei halten, wenn der Gewinn dazu reicht.

— Nun das würde reichen, denn das Loos ist mit dem Hauptgewinne von sechzigtausend Mark gezogen.

— Was denn? — wie denn?

— Der Schütze hat mir gestern diesen Brief hier geschrieben, sonst wüßte ich wohl kaum was davon; ich habe mich selbst überzeugt, die Sache stimmt.

— Mein Loos? — un sechzigtausend Mark.

Mit starren Augen saß er da, und begriff noch immer nicht.

— Ich war im Zweifel, ob es angebracht sei, Ihnen noch davon Mittheilung zu machen, denn nützen kann Ihnen das nun leider nichts mehr; — aber Sie können ja irgend welche Verfügung treffen wollen; das steht Ihnen frei. Wenn Sie in der Beziehung irgend etwas wünschen, wenden Sie sich nur an den Herrn Direktor, der Ihnen gewiß entgegen kommen wird. Ich muß Sie allerdings noch darauf aufmerksam machen, daß die gesammten Kosten des Verfahrens gegen Sie, die dem Staate erwachsen sind, zuvor von dem Gewinne gedeckt werden, einschließlich der noch bevorstehenden Kosten Ihrer — also der letzten Kosten, die.... Sie verstehen wohl. Der Abzug ist übrigens nicht schlimm im Verhältniß zu den sechzigtausend Mark, die Sie gewonnen haben. — Jedenfalls erwächst damit auch dem Fiskus ein unerwarteter Vortheil. Ueber die verbleibende Summe natürlich steht Ihnen die letztwillige Verfügung zu. — Guten Morgen!....

Dann nahm er seine Akten zusammen und verließ die Zelle wieder. —

* * *

Da saß er nun allein und begriff noch immer nicht.

Er befühlte sich, ob er auch nicht bloß geträumt hatte; er sah sich um.— ob der Mann da eben wirklich bei ihm gewesen und mit ihm gesprochen hatte, oder nicht.

Sechzigtausend Mark!....

Und die jämmerlichen vier Goldstücke fielen ihm ein, die er in der Kommodeschublade gefunden hatte, während die Frau röchelnd am Boden lag, und das Kind im Nebenzimmer wie am Spieße schrie, sodaß er große Lust verspürte, es gleichfalls still zu machen.

Um lumpige achtzig Mark!...

Und in der Tasche hatte er einen Fetzen bedruckten Papiers gehabt, für den man ihm heute sechzigtausend Mark auszahlte. —

Und er sollte nichts davon haben! nichts!.....

Noch zwei, drei Tage und es war mit ihm vorbei.

Eine sinnlose Wuth überfiel ihn; und langsam kroch ihn die bange Angst an, vor dem was kommen sollte.

Nichts, garnichts sollte er von dem Gelde haben. Nun war alles zu spät!

Ihn verlangte jetzt nach den fünfzehn Jahren Zuchthaus, die er sich verscherzt hatte. Ruhig hätte er sie abgesessen, denn wenn er frei kam, war er ein reicher Mann.

Jetzt aber!....

Den ganzen Tag saß er und grübelte.

In der Nacht fand er keinen Schlaf. Mit offenen Augen lag er da; und die Angst kroch über ihn, die Angst vor dem Tode. Eine wilde Sehnsucht nach Freiheit und Genuß hatte ihn erfaßt. Lockend stand da draußen das Leben und die Freude, und er mußte hier hinter den dunklen Mauern bleiben. Nur die kurze Fahrt nach Plötzensee, und am andern Morgen den einen Gang würde er noch thun, den letzten, in jenen engen Hof, wo der Mann mit dem Beile auf seinen Kopf wartete....

Die Nacht wollte kein Ende nehmen; ein Streifen Mondlicht drang durch das schmale Fenster von oben her in die Zelle; langsam ging es in das Tageslicht über, und es wurde lebendig draußen auf den Gängen —

Auf seine Bitte brachte man ihm Papier und Feder, und den ganzen Tag saß er und brütete über seinen letzten Willen.

Endlich hatte er seine Entscheidung getroffen.

Jedem seiner Freunde setzte er tausend Mark aus. Den Rest vermachte er dem Kinde der von ihm erschlagenen Frau, das er beinahe mit umgebracht hatte.

Ganz plötzlich war ihm der Gedanke gekommen, für das Kind zu sorgen.

Als der Anstaltsdirektor das Schriftstück in Empfang nahm, sagte er:

— Na, das ist recht! da thun Sie wenigstens zuletzt noch ein gutes Werk. Das ist anständig und brav von Ihnen.

Als der Wärter am Abend beim Schlafengehen nach seinem Gefangenen sah, fand er einen Zettel, auf dem stand:

Daß Se mir den Kopf abhacken wollen is mir Wurscht aber mit den vielen Gelde wovon ich nu nischt haben soll das überlebe ich nich.

* * *

Mit einem abgerissenen Streifen seiner Wolldecke hatte er sich erwürgt, — und alle Belebungsversuche blieben vergebens.

Pfeilgifte aus Deutsch-Ostafrika.

Professor Rieger veröffentlichte unlängst interessante Untersuchungen über die von den Eingeborenen in Deutsch-Ostafrika benutzten Pfeilgifte. Die Wakamba, die von der Grenze des deutschen Gebietes beim Kilimandscharo bis zum Kenia wohnen, benutzen ein pflanzliches Pfeilgift, das vermuthlich von einer Acocanthera-Art herrührt und ein außerordentlich stark wirkendes Herzgift ist. Dieselbe chemische Zusammensetzung zeigt ein bei den Wagogo gebräuchliches Pfeilgift, und ähnlicher Art sind die Pfeilgifte mehrerer anderer Stämme in Ostafrika. Die Acocanthera-Pflanze, von der dieses Gift stammt, hat kleine, den Pflaumen ähnliche Früchte, die völlig ungiftig sind, während die Kerne das sehr starke Gift umschließen. In den Ueberzügen anderer Giftpfeile fand Professor Rieger mehrfach ein Gift, das von der Kandelaber-Euphorbie stammt und dessen giftige Bestandtheile wahrscheinlich Toxalbumine sind.

Der Prof.

„Ich war in dieser Woche dreimal auf dem Berggipfel, habe aber niemals Aussicht gehabt."

„Was wollen Sie — ich hatte ja nicht mal welche!"

Graf Eberhard der Rothbart.

Es wird der „F. Ztg." geschrieben: Schon die Annales Suevici des Martin Crusius (1596), welche die Quelle zu Uhlands volksthümlicher Ballade von der Tapferkeit Eberhards des Zweiten in der Döffinger Schlacht bilden, nennen den Grafen „Eberhardum Wirtembergensem, illum Greinerum, Rauschenbartum etiam appellatum". Als aber Uhland den „Rauschenbart" mit den Versen erklärte: „Wie rauscht sein Bart im Winde! Hei, wie der Eber haut!", hat er den Beinamen des von ihm besungen Grafen mißverstanden. In den „Neuen Jahrbüchern für das klassische Alterthum etc." weist Paul Scholz (Breslau) nach, daß Rauschebart nicht den langen im Wind rauschenden Bart, sondern den Rothbart bezeichnet, Eberhard ist ein anderer Barbarossa. Das Wort „Rausch" fehlt in den Lexica von Grimm, Weigand, Heyne, Fluge; Schmollers bayerisches Idiotikon findet es in den hochdeutschen Rauschbeere und hier wie auch in Rauschgelb (rothgelb) und Almenrausch (Alpenrose) bedeutet „rausch" die „rothe Farbe", mittellatein rossus, italienisch rosso. Die Volksetymologie von Almenrausch, wonach die Alpenrose eine Krankheit der Rinder, den Rausch, vertreiben könne, ist natürlich aus dem Wunsch, das dunkle Wort zu erklären, entstanden. Zu der sicheren Farbenbezeichnung in der Rauschbeere (Rothbeere, Preißelbeere) und dem Almenrausch-Alpenrose tritt aber in einer alten Aufzeichnung, die um 1480 erschienen und in „Sattlers Geschichte des Herzogthums Württemberg (Ulm 1764) wieder abgedruckt ist, folgende Stelle: „Und Graf Eberhard, den man hieß den Gryner oder Russenbart, der saß zu Stuttgart etc." So haben wir auch hier den russus-rossus, Rothbart. Endlich findet Scholz an dem zwischen 1574 und 1582 ausgehauenen und in der Stiftskirche zu Stuttgart aufgestellten Standbild Eberhards einen Vollbart, der höchstens eine Handbreit unter das Kinn fällt, aber keineswegs einen Patriarchenbart, der lang herabhängt und im Winde rauscht. So tritt neben Kaiser Friedrich dem Ersten Barbarossa ein zweiter Rothbart in der deutschen Geschichte: Graf Eberhard der Rothbart.

Das „Wenn" in der Ehe.

Eheleute könnten weit glücklicher sein, als sie wirklich sind:

Wenn sie lernen wollten, sich nach der Decke zu strecken.

Wenn sie ihre häuslichen Schwierigkeiten nie guten Freunden erzählten.

Wenn sie versuchten, sich einander so gefällig zu machen, wie in den Tagen ihrer ersten Liebe.

Wenn jeder Theil versuchte, den andern zu unterstützen und zu trötzen.

Wenn jeder Theil bedächte, daß der andere ein Mensch und kein Engel ist.

Wenn jeder Theil versuchte, etwas mehr zu thun und etwas weniger zu fordern.

Wenn beide Theile gedächten, daß sie sich zum Schlimmern sowohl als zum Bessern geheirathet haben.

Wenn es weniger Straßenanzüge aus Seide und Sammt und mehr einfache, nette dauerhafte Haus-Kleider gäbe.

Wenn man vor der Oeffentlichkeit weniger zärtliche Worte und zu Hause mehr anständige Sitten zur Schau trüge.

Wenn beide Theile mehr Unterhaltung zu Hause schafften und weniger auswärts suchten.

Wenn beide Theile bedächten, daß zur erfolgreichen Kinderzucht Vater und Mutter eines Sinnes sein müssen.

Sein Name.

„Ein Name hat keine große Bedeutung".

„Der Ihrige sicherlich nicht."

„Wieso?"

„Nun es steht ja alles im Namen Ihrer Frau!"

Schlau.

Vogelhändler: „Dieser Papagei hier ist nachweislich schon über 100 Jahre alt."

Frau: „Haben Sie denn während der ganzen Zeit keine Gelegenheit gehabt, ihn zu verkaufen?"

Ein ungezogener Schlingel.

Kleiner Neffe: „Sage mal, Tante, Du hast ja auf der Oberlippe eine Warze, hindert denn das nicht beim rasiren?"

Talentirt.

A.: „Die Schwatzhaftigkeit des Weinreisenden ist ja unerträglich. Man möchte dem Kerl das Maul zubinden."

B.: „Verfehlte Mühe. Der Kunde ist Bauchredner."

Doppelsinnig.

Theaterdirektor (zum andern): „Wie ist Ihr Soufleur? Er möchte gerne zu mir."

„Nun, man kann ihm nichts nachsagen!"

Er weiß sich zu helfen.

A.: „Kommst Du jetzt mit zum Frühschoppen?"

B.: „Zehn Uhr, nein, das ist mir noch etwas zu früh."

A.: „Nun, stelle doch Deine Uhr einfach eine Stunde vor."